

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-65144](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-65144)

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

III. Jahrgang.

Freitag, den 1. Mai 1846.

N^o 35.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern, jede $\frac{1}{2}$ Bogen stark. Der Preis beträgt im Inlande vierteljährlich 27 gr. Gold nebst 6 gr. Postporto (zusammen 33 gr. Gold) ohne Vorausbezahlung. — Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Ueber Höflichkeit und — noch etwas Anderes.

In den rohen Zeitaltern sind die Sitten, Manieren der Menschen natürlich, daher auch roh, die Sprache ist wahr, nicht verblümt und nicht mit hohen, schimmernden Phrasen durchwebt. — So wie die Kultur fortschreitet, kommen steife Ceremonien hindereingezogen; lästig für den, welcher sie macht, noch lästiger für den, welcher sie erwidern soll. — Nur dann, wenn sich die Bildung der Vervollendung nähert, gelangt man wieder zur anfänglichen Einfachheit zurück; jedoch wird diese dann immer mit einer gewissen Feinheit verbunden sein. — Wollte Gott, daß diese Art der Höflichkeit allgemein wäre! — Aber man findet sie wohl nur selten, obgleich wir in dem höflichen Zeitalter leben. — Wir sind wohl höflich, aber das ist eine Höflichkeit, Gott sei's geklagt! sie könnte einen zu Tode bringen. — Woraus besteht die heutige Conversation denn anders, als aus Complimenten? Und doch soll das Complimentiren sich, wie mein Vetter, der Lateiner, wissen will, am besten erklären lassen durch: *Complémenti* (Vollkommen lügen). Ich glaub's wohl. — Es sieht schnurrig aus, wenn so ein paar Leute stundenlang mit einander sprechen und sich mit dem ernsthaftesten Gesichte die größten Unwahrheiten sagen, Unwahrheiten, welche noch dazu Jeder als das erkennt, was sie sind. — Ich kann mir nichts Lustigeres denken, als so ein Gespräch zweier Höflichen, wenn ein böshaftes Echo ihre wahren Gedanken wiederhallte. — Es müßte dann wohl ungefähr ein solches Ding zu Tage kommen: —

A. Ah, guten Morgen! mein lieber B. — Wie geht's Ihnen? Was macht Ihre werthe Frau Gemahlin, und wie steht's mit den lieben artigen Kleinen? — (Echo: Was scher' ich mich um den Kerl und seine ganze Sippschaft!)

B. Ah, guten Morgen, mein allerwerthester Herr A.! — Ich danke für Ihre gütige Theilnahme; 's ist Alles ziemlich wohl — — nur leidet meine liebe, angebetete Emilie wieder etwas an Migräne. Der arme Engel hat so viel von diesen abscheulichen Beschwerden auszustehen. — (Echo: Nun sehe mir Einer den zudringlichen Gaß! Was kümmert sich der Hagesfuß um meine Familienangelegenheiten. Er kann sich glücklich preisen, daß er keine Kinder hat, von denen eins noch mehr Sorge macht als das andere, und daß er von keiner Frau heimgesucht ist, welche, wenn sie bei ihrer Nachbarin einen neuen Hut erblickt, gleich Kopfschmerz bekommt.)

A. O, das thut mir sehr leid — halten Sie sich überzeugt, daß ich auf das lebhafteste Theil nehme. Uebrigens müssen Sie sich durch solche kleine Unannehmlichkeiten nicht traurig machen lassen. Der Himmel sendet sie seinen Lieblingen, um etwas Veränderung in das Leben zu bringen, sie machen den Glücklichen nur noch glücklicher, und Sie sind sichtlich einer von diesen Glücklichen, ja Sie sind glücklich. Ein gutes, liebendes Weib, liebe, fromme Kinder. — — (Echo: Haha! ich merke schon, wo der Schuh drückt; — ein häusliches Ungewitter. Das hat der Narr davon. Warum belastet er sich mit solcher Bagage von Weib und Kind? Ich kann ihn nicht bedauern.)

B. Ei, da haben Sie vollkommen Recht! Ich kann dem Himmel nicht genug danken für mein Glück und nehmen Sie es als einen Beweis meiner innigsten Zuneigung: Ich wünsche Ihnen, daß Sie eben so glücklich werden mögen, wie ich es bin. — (Echo: der alte Fuchs! — Er denkt wohl, ich soll ihn zum Vertrauten meines Kammers machen. Das fehlte auch noch. Ich wollte, daß er Morgen unter's Pantoffelregiment käme!)

A. O, Sie machen mich ganz traurig, indem Sie das Bild ihres Glückes vor mir aufrollen. Wie



sollte mir wohl noch ein so großes Glück aufbehalten sein? — (Echo: Hum, kommst Du mir so, Schelm?)

B. Ja, warum nicht! Die Erde wimmelt ja überall von Mädchen. Heirathen Sie doch! — (Echo: Wollen doch sehen, wer von uns die Verstellung am weitesten treiben kann.)

A. Es giebt wohl Mädchen genug, mein Lieber, aber ob's noch einen zweiten Engel, wie Ihre liebe Emilie giebt, daß bezweifle ich stark. — (Echo: Gott sei bei uns! Ich mache drei +++ vor einem solchen Engel.)

B. Da haben Sie Recht. Meine Emilie ist einzig, — ein Engel unter Engeln. — (Echo: O, daß ich ihm diesen Engel abtreten könnte!) — u. s. w.

So geht es nun stundenlang, ja ganze Abende. Wie würde es diesen Leuten ergehen, wenn der Spruch einmal in Kraft träte: „Ihr müßt Rechenschaft geben von einem jeglichen unnützen Worte, das Ihr geredet?“

Fast eben so lässig, als diese Höflichkeit in Worten, wird die in Manieren. — Ob der Hut so oder so abgezogen, ob die Verbeugung eine Linie zu tief oder nicht, ob die Füße so oder anders stehen, davon hängt nur zu häufig das Lebensglück des Menschen ab. — Daher kommt es denn auch, daß man die Kinder mit mehr Eifer zum Tanz = als zum Schulmeister schickt, daß man von Jugend auf nur daran denkt, das Aeußere zu bilden und das Innere häufig unberücksichtigt läßt. „Nasse die Gabel, den Löffel doch recht! Nimm den Mund nicht zu voll! Küsse Onkel oder Tante die Hand! Mach' der Gesellschaft dein Kompliment!“ Das sind Ermahnungen, deren sich wohl Jeder aus seiner Jugendzeit her noch erinnert, eben weil sie täglich, stündlich wiederholt wurden. — Ja gewiß, thäten alle Mütter eben so viel für den Geist ihrer Kinder (aber sie müßten's denn auch k ö n n e n) als für deren Körper, da würde es bald anders werden. — Ich kann hierbei nicht unterlassen, einen Gegenstand der wichtigsten Art zu berühren. Ich meine die Erziehung der Mädchen resp. Damen. —

Wann wird man bei diesen doch endlich einmal mehr auf den Geist sehen, als auf die Hülle? — Noch geschieht es durchschnittlich viel zu wenig. — „Es ist nur ein Mädchen; — braucht nicht viel zu wissen. Ja, wenn's ein Knabe wäre!“ — So hört man nicht selten sprechen. Es ist gewiß, daß des Mädchens Bildung anderer Art sein muß, als die des Knaben, aber sie muß nicht weniger gründlich sein. — Es ist Verstandigung am Menschen-Geiste, wenn man der Bildung des Mädchens genügt zu haben glaubt, wenn es ein wenig lesen, schreiben, die Stunden bis zum näch-

sten Ball berechnen, sticken und stricken, tanzen, ein wenig spielen und sich mit Geschmack kleiden kann. Und doch ist dieses nur zu häufig der ganze Fond der Wissenschaft eines Mädchens. — Wann werdet Ihr endlich einsehen, Ihr Mütter, daß für Eure Töchter ein Anderes Noth thut? — Die edelsten reinsten Freuden versagt Ihr ihnen und wollt sie entschädigen durch ein stummerndes Nichts. Ihr pudt und zupft stundenlang an ihnen, wenn sie auf einen Ball gehen wollen, damit ja nicht die kleinste Unordnung am Kleide oder im Haarputz übersehen werde. Ihr schnürt sie wohl gar eigenhändig zusammen, damit man den schönen Wuchs Eurer lieben Tochter bewundere, — wann werdet Ihr dafür sorgen, daß auch ihr Geist festtätiglich erischeint? D

„Herr x sagt.“

Der Gebrauch dieser Formel zur Ausführung der Gedanken eines andern Menschen kann zwar durch Umstände geboten werden, und unter Umständen am rechten Plage sein; aber oft enthält diese Formel nichts anderes als das stille Geständniß: Ich weiß über diese Sache nichts zu sagen, darum lasse ich die Herren n, x, z ic. reden. Sonst aber beleidigt man den Leser damit; denn der Schriftsteller, welcher sie gebraucht, traut dem Leser zu wenig Kenntnisse oder zu wenig Denkkraft zu und verletzt das Recht desselben. Der Leser darf von dem Schriftsteller verlangen, daß er unumwunden seine Gedanken vortrage und dieselben nicht erst durch Andere bekräftigen, beschönigen und einwickeln lasse. Die Wahrheit bleibt wahr, selbst wenn sie keine einzige Stütze hat. Wie diese Formel gemißbraucht werden kann, wird ein Beispiel deutlich machen.

Gesetzt ich wollte eine Abhandlung schreiben über

die beste Art Kohl zu pflanzen;

Einkleitung und Schluß wird mir der Leser gütigst erlassen und erlauben, daß ich freich ans Werk gehe.

Herr n sagt in seiner blumen- und fruchtreichen Gartenkunst S. 44: „man muß die Blätter der Seglinge oben etwas einstuken.“ — Herr v sagt in seiner unentbehrlichen Grundlage der Landwirthschaft S. 226: „man muß die Wurzeln der Seglinge vor dem Pflanzen, ja nicht nachher, ein wenig beschneiden.“ — Herr y sagt in seinem tiefen Brunnquell der Gartenkunst S. 248: „man muß Blätter und Wurzeln der jungen Pflanzen einstuken.“ — Herr z sagt in seiner fehlerfreien Richtschnur für angehende Landleute, Gärtner und Dekonomen S. 38: „man muß den Seglingen Füße machen.“

Führte ich nun die Gründe, welche jeder dieser Herren für seine Behauptung aufstellt, an, entwickelte ich, wie jeder deren Nutzen zeigt, und schloß ich mit den Folgerungen, welche jeder derselben aus seiner Behauptung ableitet; so würde diese Abhandlung, zu der ich keinen einzigen Gedanken hinzuzufügen brauchte, leicht 6—7 Bogen einnehmen.

Der Leser könnte nun mit Recht fragen, was ich denn eigentlich über das Kopfpflanzen sage; diesem erwidere ich, daß ich freilich nichts darüber zu sagen weiß, aber dennoch die große, unschätzbare Kunst verstand, eine kleine, nöthigen Falls auch eine recht breite, Abhandlung darüber zu machen, und dies ist wirklich sehr viel.

Volkbildung, Volksglück.

Es gab eine Zeit, wo die große Mehrzahl des Volkes keiner Beachtung werth erschien, wo man dem Volke nicht die Rücksichten zollte, die man gegen das liebe Vieh hatte. — Der Bauer war Leibeigner, Sclav. — Gott lob, liegen zwischen dieser Zeit und Heute in unserm Ländchen Jahrhunderte. Die Rechte eines Jeden sind so ziemlich allgemein anerkannt, wenigstens gesteht man zu, daß auch der ärmste Bettler ein Mensch ist. — Sobald sich dieses Zugeständniß aber verallgemeinert hatte, konnte die Ueberzeugung nicht lange ausbleiben, daß es ungerecht sei, der Mehrzahl von der großen Menschen-Familie die Theilnahme an den edelsten Freuden der Menschheit, die Gelegenheit zum geistigen Fortschritt entbehren zu lassen. Hochherzige Menschenfreunde verbreiteten die edle Ansicht, daß für Menschenbildung, Volksglück mehr als bisher geschehen müsse. Öffentliche Bildungsanstalten wurden vermehrt, besser überwacht und die segensreichen Wirkungen derselben allgemein anerkannt. Ein freieres, regeres Leben kam, besonders nach der Periode der französischen Zwingherrschafft, in alle Klassen des Volkes. Die Freiheit des Körpers wirkte wohlthätig auf das Gedeihen des Geistes. — Und wenn nun auch schon vielleicht Manche, denen der Adlerflug nicht so angenehm, wie das Schwirren der Fledermaus, die mächtige Bewegung gerne aufgehalten hätten, sie konnten's nicht, denn den Geist, einmal entfesselt, bindet nicht menschliche Gewalt. — So sind denn Volk, Volksbildung, Volksglück, Schlagwörter geworden; aber leider hat die Erfahrung, daß alles Gute und Schöne dem Mißbrauch unterworfen, sich auch hier bestätigt. Zahlreiche Vereine, welche alle zum Wohle des Volkes beitragen sollen, haben wir entstehen sehen. Aber bei allen diesen Anstrengungen zur Bildung des Volkes scheint man die

Bedeutung des Wortes „Volk“ nach und nach vergessen zu haben — es war bisher immer ein ehrwürdiges Wort; aber damit wird es nun bald aus sein. Es scheint vielmehr, daß man jetzt vorzugsweise eine Ehre darin sucht, zu den Bildnern des Volkes und nicht zum Volke selbst zu gehören. Diese Spaltung kann aber gewiß nur Schaden anrichten. Großthun, falsche Erhabenheit auf der einen Seite, — Mißtrauen und Furcht vor lästiger Bevormundung auf der andern. — Nein, das Volk muß durchaus ein Ganzes bleiben. Es ist ein edles Streben, es bilden zu wollen; aber sonder Euch darum, Ihr Männer des Volkes, nicht ab von dem Volke, predigt nicht zu ihm vom Ratheder und von der Tribüne herunter, sondern wandelt unter ihm, rathend, helfend, belehrend. — Streift die Glorie der Hoheit von Euch ab, und gebt Euch dem Volke hin als Seinesgleichen, damit es Euch vertrauensvoll folge und zuversichtlich Euren bessern Rathschlägen Gehör schenke. Nur so werdet Ihr segensreich wirken können, und wenn auch keine Artikel in öffentlichen Blättern Euren Ruhm verkünden, so werdet Ihr doch das Bewußtsein, nicht vergebens gestrebt zu haben, in der Brust tragen.

Schul- und Visitations-Berichte.

Diese sind unbedingt nothwendig, da nur durch sie das Großherzogliche Consistorium in Verbindung mit den Volksschulen tritt und den Zustand derselben erfährt; aber deren Entstehung ist mangelhaft.

Die Schul-Inspectoren oder Visitatoren geben dem Lehrer Aufgaben aus irgend einem Unterrichtsfache, die derselbe mit den Schülern durchnehmen muß, examinieren vielleicht auch selbst in einigen Unterrichtsfächern und schreiben dann die Bemerkungen nieder, welche sie ihrem Berichte zum Grunde legen; sorgen aber dafür, daß diese dem betreffenden Lehrer unbekannt bleiben.

Auf diese Weise erhält die Behörde zwar Berichte, aber wer bürgt ihr dafür, daß dieselben nicht einseitig sind, daß sie mit Berücksichtigung aller Umstände und ohne Parteilichkeit abgefaßt wurden. Sie kann aus denselben unmöglich sehen, ob die derzeitige körperliche Beschaffenheit der dabei betheiligten Personen und die Stimmung ihres Geistes berücksichtigt wurde oder nicht. Andere Umstände, welche Einfluß auf die Berichte haben können, brauchen hier nicht erwähnt zu werden, weil die erwähnten der Sache genügen.

Aufgehoben, wenigstens vermindert, würde dieses mangelhafte der Berichte, wenn der dabei betheiligte Lehrer vor ihrer Abendung oder kurz nachher mit

ihnen bekannt gemacht würde und auch er seine Bemerkungen über dieselben machen könnte. 10.

M.....g im April 1846.

Der jetzigen allgemeinen Cultur gegenüber leben wir in einem höchst unnatürlichen Naturzustande, aus welchem wir sobald wohl nicht gerissen werden; denn die Schlagader der Civilisation — die öffentlichen Wege sind der Art, daß ein civilisierter Mensch, den nicht Pflicht und Amt treibt, es nicht wagt, eine Reise nach unserm ultima Thale anzutreten. — Man hat im Auslande, wozu ich schon das benachbarte W..... u. s. w. rechne, gar keinen Begriff davon, wie unergründlich tief, schlecht und halsbrecherisch unsere Wege sind.

Alle Bitten und alle Vorstellungen, durch Verbesserung der Wege uns aus diesem Naturzustande zu befreien, ließ die Behörde bis jetzt unbeachtet; und so soll es mich denn nicht wundern, wenn nächstens in unsern Wäldern — und auf unsern Fahrwegen — Auerochsen, Ite und sonstige wilde Bestien grasend resp. lagernd angetroffen werden.

Nentlich traf ich einen Reisenden auf den Knien liegend und ein Dankgebet stammelnd für die Erhaltung seines Lebens auf dem Wege von B. hierher. Ein wahrhaft rührender Anblick!

Eines Abends.

Von Alfred Meißner.

Wunderbarer Dämm'ungsfriede
 War es, der die Erd' umfing,
 Als ich jüngst an einer Schmiede
 Geistesstill vorüber ging.
 In des Feuers blut'ger Helle
 Schlag der Schmied sein sprühend Erz.
 Draußen an der niedern Schwelle
 Drückt' sein Weib ihr Kind an's Herz.
 Solches schauend dacht' ich trübe
 An mein Leben wilder Gast,
 Reich an Kampf und arm an Liebe,
 Ohne Heerd und Vesperast.
 Und zum Weibe sprach ich bange:
 Blühe fort, so schön und gut,
 Die mich anstarrst, weil so lange
 Schon mein Aug' auf dir geruht.
 Hältst dein süßes Kind geborgen,
 Drückt' es an dein Angesicht —
 Wie du schön in deinen Sorgen,
 Junge Mutter, ahnst du nicht!

Sauge nun an deinen Brüsten
 Deine Söhne rauh und stark,
 Und kein kränkliches Gelüsten
 Treffe ihr gesundes Mark.
 Daß sie nie die Sachen kennen,
 Die im Triumphatorston
 Böse oder Thoren nennen:
 Bildung, Civilisation!
 Aber du, mein Schmied, vollbringe,
 Was das Schicksal dir gebot,
 Und mit Armeskräften ringe
 Um dein schwarzes, trocknes Brod.
 Schmied' an deinem rothen Herde
 Für der armen Menschheit Wohl
 Deine Pflugschaar — unsrer Erde
 Schönstes, heiligstes Symbol.

Großherzogl. Hof- Theater.

Sonntag, den 3. Mai. — Zum Benefiz des Hrn. Jenke I. Zum Erstenmale: Mariette und Jeanetton, oder: Die Heirath vor der Trommel. Baubouille in 3 A. v. Friedrich. Vorher: Fröhlich. Musikal. Quodlibet in 2 A. v. Schneider.

Kirchliches.

Vom 24. bis 30. April sind in der Oldenburger Gemeinde

I. Copulirt: 19) Hinrich Gerhard Willers und Helene Catharine Woltmann, Dfenerfeld. 20) Gerd Giltert Gorath und Wilhelmine Helene Henriette Holtwedel, Dhmstede. 21) Fourier Joachim Heinrich Koch und Marie Dominica Dorothee Moddick, Heil. Geistthor. 22) Röbe Carl Jacob Classen und Wilhelmine Catharine Elisabeth Müller, Oldenburg. 23) Carl Heinrich Ludwig Gltar und Anna Henriette Emilie Schmaeder, Oldenburg.

II. Getauft: 133) Julius Wilhelm Alexander Jäger, Oldenburg. 134) Carl Heinrich Ludwig Müller, Oldenburg. 135) Carl Emil Günther Hübel, Oldenburg. 136) Carl Johann Eduard Bulling, Oldenburg. 137) Anna Wilhelmine Auguste Lefebvre, Oldenburg. 138) Carsten Johann Wöbcken, Bornhorst. 139) Johann Friedrich Gerhard Hibbeler, Eversten. 140) Johanne Catharine Würdemann, Eversten. 141) Caroline Bernhardsine Wilhelmine Henriette Nonnenkamp, Heil. Geistthor. 142) Johann Friedrich Wilhelm Bohlen, Moorhausen.

III. Beerdigt: 81) Oltmann Albers, Eghorn, 22 Jahr 10 Monat. 82) Magdalene Margarethe Strack geb. Tischbein, Oldenburg, 83 Jahr. 83) Ein todtgebornes Mädchen, Nadorst. 84) Johanne Caroline Detavia Runde, Oldenburg, 3 Jahr 5 Monat. 85) Carl Friedrich Wilhelm Blectwehl, Oldenburg, 4 Monat. 86) Friederike Margarethe Elisabeth Morisse, Oldenburg, 8 Monat.

Sonntag den 3. Mai predigen in der Lambertikirche
 Frühpredigt: Herr Candidat Gardt anf. 8 Uhr.
 Hauptpredigt: Herr Hülfsprediger Babelmann. „ 9 1/2 „
 Nachmittagspredigt: Herr Kirchenrath Clausen. „ 2 „

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

III. Jahrgang.

Dienstag, den 5. Mai 1846.

N^o 36.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern, jede 1/2 Bogen stark. Der Preis beträgt im Inlande vierteljährlich 27 gr. Gold nebst 6 gr. Postporto (zusammen 33 gr. Gold) ohne Vorausbezahlung. — Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Der Faustkampf.

Ein Volksfest in Venedig.

Unter den vielen Festen, die dem Volke in Italien und besonders in den venetianischen Landen gegeben wurden, ist auch der Faustkampf anzuführen, der in Venedig seit den ersten Zeiten der Republik alle Jahre zwischen den Einwohnern ganzer Stadtbezirke Statt gefunden. — Mit Grund kann man zwar den Ursprung dieser sonderbaren Unterhaltung nicht nachweisen, aber nach der Tradition soll diese Scheinschlacht vom Jahre 809 her datiren, wo Karl des Großen Sohn, Pipin, König von Italien, bis in die Lagunen vorgedrungen und bald die Stadt erobert hätte. Einer seiner Heerführer, Namens Fredegar, soll nemlich, während die Seeschlacht am höchsten entbrannte, mit drei Schiffen und 130 Mann die Venetianer überflügelte und im Quartiere di Castello eine Landung zu unternehmen gewagt haben. Schon hatten sie sich einiger Gassen bemächtigt, als eine Brücke, die später il Ponte dei pugni hieß, auf ein Mal sie aufhielt und dem weitern Vordringen Hinderniß setzte. An dieser Stelle hätten sich also die Castellani, die wenigen Männer von Castello, die nicht in der Seeschlacht sich befanden, eiligst vereinigt und die tollkühnen Feinde nicht nur wüthend zurückgeschlagen, sondern auch alle theils niedergemacht, theils in's Wasser gejagt, wo sie wegen der Schwere ihrer Waffen jämmerlich umkamen. Um diesen Sieg, welcher der Regierung wichtiger schien, als jener, den die Flotte erfocht, festlich zu feiern und immer im Gedächtnisse zu haben, verordnete der damalige Doge, nach der barbarischen Sitte jener Zeiten, daß alljährlich dieses Gefecht, dem das Vaterland seine Rettung verdankte, scheinbar vorzustellen und auch den spätern Nachkommen die Tapferkeit

ihrer Vorfahren recht anschaulich zu machen sei; zugleich verlegte er, um die Bürger zu ehren, seine Residenz und den Sitz der Regierung von Malamocco, wo er fast 100 Jahre gewesen, nach Rialto. Die wahre Ursache dieses Festes aber mag wohl eher gewesen sein, um bei den Einwohnern, die damals alle, wenn es Noth that, die Waffen trugen, immer jenen kriegerischen Geist zu bewahren, der zur Erhaltung der Republik so nothwendig war, und sie an den Anblick von Wunden und Blut zu gewöhnen und ihre Körper zur Schlacht tauglicher zu machen. Es war Anfangs eine jährliche Uebung in den Waffen; später als das Pulver das ganze Kriegssystem änderte, auch der Reichtum der Republik mehr fremde als eigene Unterthanen in's Feld führte, und die Größe des Staates keine Gefahr mehr befürchten ließ, wurde es nach und nach zum ergötzenden Schauspiel, dem das Volk, welches noch bis 1806 die Thierhezen liebte, mit wahren Enthusiasmus so sehr anhing, daß man es abzustellen lange nicht wagte.

Am 24. August jedes Jahres stellten sich Nachmittags 5 Uhr die Einwohner von Castello und die der Pfarrei San Nicolo unweit der marmornen Brücke in Schlachtordnung und theilten sich hierauf in zwei an Zahl ganz gleiche Haufen, Squadre genannt. Jeder hatte eine Fahne; die der Castellani war blau mit weiß und viereckig und soll den alten römischen Fahnen, die Konstantin eingeführt hatte, ganz gleich gewesen sein; die der Nikolotti war eine Flagge mit rothen Streifen, weil es sehr wahrscheinlich ist, daß die gelandeten Feinde nichts als ihre Schiffsflagge bei sich hatten. Die zwei Parteien waren jede verschieden gekleidet. An den rothen Mützen, blauen Jacken und weißen Beinkleidern mit einer rothen Binde um die Mitte, erkannte man die nervigsten Männer von Castello; — mit rothen Jacken, grauen

